

Störenfried, sondern ein Irrlehrer. Mag er wollen oder nicht, die genaue praktische Konsequenz seines Kirchenbegriffes ist die Theokratie. —

Den Jubiläen haben wir abgeschworen. Darum haben wir weder zum Goethe- noch zum Wagner- noch zum Stein-Jubiläum ein Trara-Fest gemacht. Aber wir geben nachträglich einen Überblick über die Schriften, die durch die drei Jubiläen hervorgerufen wurden. Sie sind von solchen Mitarbeitern geschrieben, die sich besonders mit dieser Literatur beschäftigen haben. Der Überblick über das Wagner-Schrifttum macht, unmittelbar nach der Bayreuther Woche, den Anfang. —

Wilhelm Wiffert, dessen Arbeit wir mehrfach gewürdigt haben, wird am 27. August neunzig Jahre alt. Aber nicht deshalb bringen wir Heydens Aufsatz, sondern weil wir schon längst der neuen Folge der Wiffertschen Märchen Sammlung eine Würdigung schuldig waren. Bei der Gelegenheit weisen wir auf Wifferts Büchlein „Auf der Märchenfuche“ (Hanseatische Verlagsanstalt) hin, das jeder Leser dieser Märchen kennen sollte, denn Wiffert erzählt darin von seinen Fahrten und von den Leuten, die er zum Erzählen brachte. —

Zu meinen Worten über die „violette Kirchenverwirrung“ im zweiten Juliheft wird mir geschrieben, der Ton, mit dem ich Kapler angreife, sei unziemlich, da Kapler in der Tat schwer krank sei, der Arzt habe ihm seiner Zeit geraten, nicht die neue Arbeit auf sich zu nehmen, aber aus Pflichtgefühl habe Kapler die Verhandlungen übernommen. Ich habe das nicht gewußt, sonst hätte ich nicht so herbe geschrieben. Aber ich will auch nicht verschweigen, daß in solchen Situationen nicht kranke Männer, sondern Männer in der Kraft der besten Jahre in die Front treten müssen. Das zu erkennen, ist auch eine zu fühlende Pflicht. —

Im ersten Juniheft habe ich erörtert, warum die Judenfrage in Deutschland nicht wie in Italien durch Assimilation gelöst werden könne. Dabei hatte ich erwähnt, daß Juden in Italien Minister werden könnten und hatte Jung und Balbo erwähnt. Mir waren beide von einem italienischen Journalisten genannt, mit dem ich mich über die Judenfrage unterhalten hatte. Nun aber lese ich in einer unverdächtigen Quelle, daß es sich anders verhalte. In der Wiener „Schöneren Zukunft“ vom 30. Juli (diese Zeitschrift ist nicht philosophisch und assimilatistisch) steht auf Seite 1069, daß im faschistischen Staate die Juden eine immer geringere Rolle spielen, in der Abgeordnetenversammlung z. B. sitze nur noch ein (getaufter) Jude. An den italienischen Universitäten spielten freilich die Juden noch eine Rolle, aber ohne jüngeren Zuwachs. „Die Behauptung, der italienische Luftfahrtminister Balbo sei Jude, wurde von der italienischen Regierung in einer offiziellen Feststellung zurückgewiesen; Balbo entstammt einem uralten, bis ins 14. Jahrhundert zurückreichenden italienischen Bauerngeschlecht aus Piemont. Der italienische Finanzminister Jung allerdings ist jüdischer Abstammung, doch sind seine Vorfahren von den Urgroßeltern (die Kleinhändler aus Weilingen im Großherzogtum Baden waren) durchwegs katholisch und sind Ehen mit Nichtjuden eingegangen.“ Damit ist der Streif um Balbo auf die erfreulichste Weise beigelegt. Wir sind beruhigt über diesen Fall, der sich aus einer falschen italienischen Information ergab, und die Öffentlichkeit wolle sich mit uns beruhigen.

Balbos Buch „Fliegerschwärme über dem Ozean“ erschien soeben bei Rowohlt.

Die Worte am Heftschluß stammen aus Schillers „Votivtafeln“. St.

Stimmen der Meister.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzt die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreut der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer — einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Friedrich Schiller.

Druck der Hanseatischen Verlagsanstalt A.-G., Hamburg 36 und Wandsbek.

ein. Dieser Auseinandersetzung mit dem Gegner folgt in kurzen Thesen eine Glaubensformulierung, die Zusammenfassung der Theologie Hirschs. Dann fünf Aufsätze zum Kirchenstreit, die dokumentarischen Charakter haben.

Hirsch gibt damit eine Apologie sowohl des Wollens wie des Handelns der Deutschen Christen. St.

Diedrich Speckmann, Scholle der Väter. 307 S. Geb. 4,50 RM. Martin Warneck, Berlin, 1932.

Warum soll man seine etwas ramponierten und mit einiger Scham weggeschlossenen Jugenderinnerungen an den „Heidehof Lohse“ nicht doch einmal durch einen neuen Speckmann auffrischen? Ich geniere mich gar nicht. Mag das „Heimatkunst“ sein oder überhaupt keine Kunst — es bleibt, wenn man sich nur recht zu bescheiden weiß, ein Mann, dem das Erzählen, das einfache, frische, unverdrossene Erzählen vom Munde geht wie Wasser aus einer fetten Erdschicht. Man frisst sich munter hindurch, wird immer aufgeräumter und hat am Ende das schönste Gutwetter in sich. (Die immerwährende Nähe der großen „Kunst und Literatur“ verdüstert nämlich den Charakter.) Wovon nun hören wir diesmal? Der Sohn eines deutschen Afrikaforschers kehrt mit seinem jungen Weibe auf den väterlichen

Stammhof zurück. Der liegt da irgendwo am Wilseder Berg, halb verlutert unter der Püttjerei eines alten Onkels. Na, da kommen die Afrikaner denn an und wollen so freiweg und großspurig ihren Natal-Kaffee bauen. Aber das hat sich was. Sie finden nichts als Lüneburger Sand, den grantigen Alten und das harte Stroh der Bauernnot. Das Herz wird ihnen klamm: die Welt draußen war weit, diese Heimat ist nur ein knappes Stück Brot. Sie lernen es heißen. Sie wracken sich in den Sand, sie wachen langsam ins Dorf und ganz langsam dem sperrigen Onkel in die verheimlichte Gemütscke. Eines Tages hocken sie zähbeinig da in den Jahrhunderten des Hofes, als hätte nie einer die Ewigkeit des Dahockens unterbrochen. Das aber machen Schweiß, viel Arbeit, böse Krankheit und der wunderliche Geruch des Landes und der stille Drang heimkehrenden Blutes. So ist es eine Geschichte von Heimkehrern. Weiter nichts. Groß Aufhebens macht Speckmann nicht davon. Keine explosiven Begebenheiten. Auch nicht allzuviel bäuerliche Beschwertheit. Alles findet sich auf eine solide Art zurecht, sozusagen zum Nomos eines säuberlich-bürgerlichen Daseins. Wozu auch mehr? Ich liebe solche „handgedrehten“ Geschichten wie die gute Stube — damals — zu Hause.

Kurt Matthies.

Zwiesprache

Mit dem Leitartikel führen wir unsere nach dem Osten gewendeten außenpolitischen Betrachtungen weiter.

Die Auseinandersetzung über Calvin und Luther, unter Einbeziehung des Reformierten Karl Barth, schließt sich eigentlich an zwei frühere Aufsätze an, und zwar an meinen „Neocalvinismus und die Politik“ (jene bekanntlich „ganz schlimme“ Sache im zweiten Maiheft 1932) und an Schomerus' „Der calvinistische Mensch“ (im ersten Februarheft 1933); aber die Diskussion ist auch ohne diesen Zusammenhang lesbar. Mit Hees' Aufsatz kommt eine andere Auffassung zu Wort. Ich möchte nicht gern „das letzte Wort haben“, um nicht den billigen Vorteil auszunutzen, daß die Polemik sich da abspielt, wo ich als einer der beiden Kontrahenten zugleich die Re-

daktion habe. Der Leser selbst mag seinen Scharfsinn anstrengen, um zu erkennen, wo bei Hees und bei mir Mißverständnisse unterlaufen und wo der entscheidende Gegensatz liegt. Meine Anschauung vom Verhältnis des Bekenntnisses zum Volkstum kann jeder nachlesen im dritten Kapitel der Broschüre „Die Kirche Christi und der Staat Hitlers“. Die Kampflage entbehrt nicht der Pikanterie: zwei Gegner streiten sich wegen des gemeinsamen Gegners Karl Barth. Bei der Gelegenheit will ich nicht verschweigen, daß ich die letzte Broschüre Barths mit dem lebhaftesten Vergnügen gelesen habe; denn er ist ein Gegner ohne Phrase und Schleim. Ein klarer und scharfer Gegner ist erquicklich, schleimige Gegner sind unerquicklich. Karl Barth ist nicht etwa nur ein kirchenpolitischer